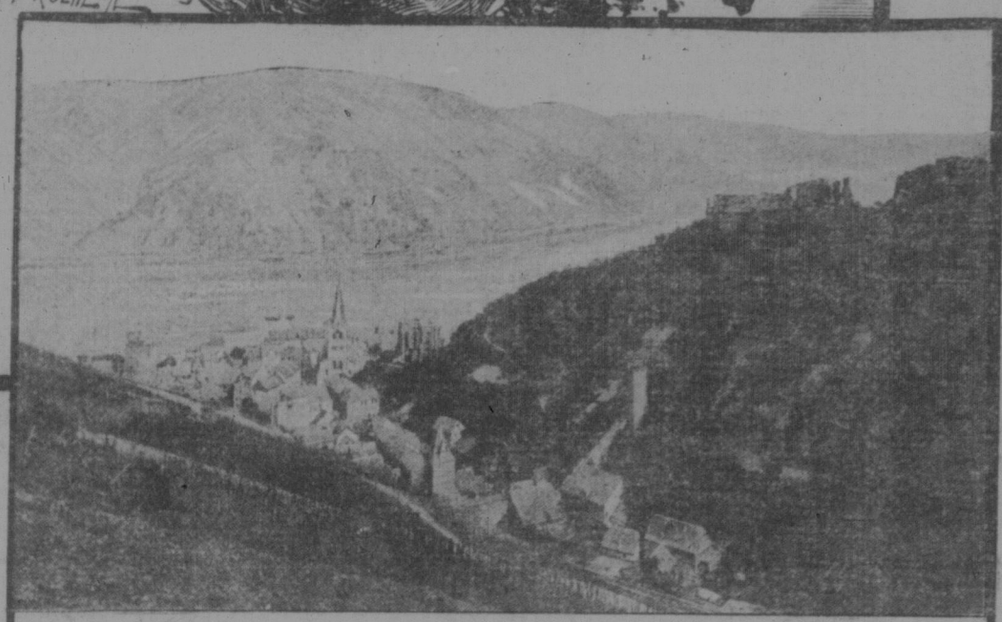
Bilder aus dem sagenumwobenen Rheinlande.


Bacharach und Burg Stahleck

BACHARACH

„Zu Bacharach am Rheine."

Die klaren Fluthen des Stromes tragen uns rascher als es uns lieb ist an den träumenden Burgen und den lebendigen Rheinstädtchen vorüber. Aus dem Wisperthal, das bei Lorch in das Rheinthal mündet, weht ein kalter, scharfer Bergwind über das Wasser.

Vom linken Ufer des Stromes grüßt ein ragender Thurm, von kargen Trümmern umgeben, die Ruinen der Burg Fürstenberg. Auch hier fanden die Schiffer ehedem Gelegenheit, einen Zoll zu entrichten, selbst der König Adolf, als er zur Kaiserkrönung nach Aachen fuhr, wurde aufgefordert, diesen alten Brauch zu ehren. Und auch diese Burg theilte das Schicksal der meisten Burgen dieser Gegend, sie wurde in den wechselvollen Kriegsereignissen zerstört und wieder aufgebaut, und wieder zerstört und wieder aufgebaut — so oft, bis sie eines Tages als Trümmer liegen blieb. Aber nicht nur aus verfallenen Burgen, sondern auch aus mancher kleinen Stadt an den Ufern des Rheins tritt uns das harte und rauhe Mittelalter entgegen. Bacharach steigt vor unseren Augen auf.

Dort hören wir zum ersten Male von der gefährlichen Rheinnixe, der Lorelei, die Clemens Brentano also besingt:

Zu Bacharach am Rheine wohnt' eine Zauberin:
Sie war so schön und feine und riß viel Herzen hin
Und brachte viel zu Schanden der Männer rings umher;
Aus ihren Liebesbanden war keine Rettung mehr.
Der Bischof ließ sie laden vor geistliche Gewalt,
Und mußte sie begnaden, so schön war ihre Gestalt.
Er sprach zu ihr gerühret: „Du arme Lorelei,
Wer hat dich denn verführet zu böser Zauberei?" —
„Herr Bischof, laßt mich sterben, ich bin des Lebens müd',
Weil jeder muß verderben, der mir in's Auge sieht.
Meine Augen sind zwei Flammen, mein Arm ein Zauberstab:
O legt mich in die Flammen! O brechet mir den Stab!" —
„Ich kann dich nicht verdammen, bis du mir erst bekennt,
Warum in diesen Flammen mein eigen Herz schon brennt.
Den Stab kann ich nicht brechen, du schöne Lorelei,
Ich stützte denn zerbrechen mein eigen Herz entzwei." —
„Herr Bischof, mit mir Armen treibt nicht so hohen Spott,
Und bittet um Erbarmen für mich den lieben Gott.
Ich darf nicht länger leben, ich liebe keinen mehr;
Den Tod sollt Ihr mir geben, drum kam ich zu Euch her.
Mein Schatz hat mich betrogen, hat sich von mir gewandt,
Ist fort von hier gezogen, fort in ein fremdes Land
Die Augen sanft und wilde, die Wangen roth und weiß,
Die Worte still und wilde, das ist mein Zauberkreis.
Ich selbst muß drin verderben, das Herz thut mir so weh,
Vor Schmerzen möcht' ich sterben, wenn ich mein Bildniß seh'.
Drum sagt mein Recht mich finden, mich sterben wie ein Christ,
Denn alles muß verschwinden, weil er nicht bei mir ist." —
Drei Ritter saßt er holen: „Bringt sie in's Kloster hin!
Geh Lore! Gott befohlen sei dein bethörter Sinn!
Du sollst ein Nönnchen werden, ein Nönnchen schwarz und weiß,
Bereite dich auf Erden zu deiner Todesreis'." —
Zum Kloster sie nun ritten die Ritter alle drei
Und traurig in der Mitten die schöne Lorelei.
„O Ritter, laßt mich gehen auf diesen Felsen groß,
Ich will noch einmal sehen nach meines Liebsten Schloß.
Ich will noch einmal sehen wohl in den tiefen Rhein
Und dann in's Kloster gehen und Gottes Jungfrau sein."
Der Felsen ist so jähe, so steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe, bis daß sie oben stand.
Die Jungfrau strach: „Da geht ein Schifflein auf dem Rhein,
Der in dem Schifflein stehet, der soll mein Liebster sein!
Mein Herz wird mir so munter, es muß mein Liebster sein!
Da lehnt sie sich hinunter und stürzet in den Rhein.

Malerisch überragen die rothen Sandsteinbogen einer gotischen Kirchenruine und die weitläufigen Mauertrümmer der oft und heiß umstrittenen Burg Stahleck das Städtchen Bacharach. Das Schiff mäßigt die Fahrt, um an der Landebrücke anzulegen, und in Muße können wir das Bild betrachten, dessen einzelne Züge so viele historische Erinnerungen in uns wecken. Die mittelalterlichen Stadtmauern, die von der Burg herabkommen und noch fast die ganze Stadt umschließen, machen uns schon klar, daß diese eine lange Geschichte zu erzählen weiß. Im Mittelalter wurde kaum ein Ort mehr genannt als Bacharach, und auch in der weiten Welt war es überall bekannt. Kamen doch von dort die herrlichsten Weine, wie Widtmann's musikalisches Kurzweil aus dem Jahre 1632 uns meldet, worin es heißt:

Zu Klingenberg am Main,
Zu Würzburg an dem Stein,
Zu Bacharach am Rhein,
Hab' ich in' meinen Tagen
Gar oftmals hören sagen,
„Soll'n sein die besten Wein'!

Wohl haben Bacharach's Rebengehänge eine günstige Lage; denn unterhalb der Stadt macht der Rhein eine Biegung, so daß auf dieser Strecke die linke Bergwand mehr Sonnenbestrahlung und den warmen Hauch von Süden empfängt. Aber dennoch ist die Lage nicht so hervorragend günstig, und es sind nur, mittelmäßige Weine, die bei Bacharach und in der Umgegend, so im Blücherthal, das den beliebten Steeger liefert, wachsen. Der hohe Ruf der Weine von Bacharach in früherer Zeit hatte einen anderen Grund. Im Mittelalter war die Stadt der Stapelplatz für die meisten Weine, die im oberen Rheinthal und in dem angrenzenden Rheingau, der besten Weingegend Deutschlands, wuchsen. Die zahlreichen Felsklippen im Rhein machten nämlich die Schiffahrt zwischen Bacharach und Bingen fast unmöglich. Die herrlichen Rheingauer Weine mußten auf Fuhren nach Bacharach gebracht werden und wurden dort erst auf die Schiffe verladen. So galten sie als Bacharacher Weine.

Bacharach hatte sich Heinrich Heine als Hintergrund einer historischen Erzählung ausersehen, die jedoch unvollendet geblieben ist: „Der Rabbi von Bacherach". Unser Bild zeigt den Rabbi und sein junges Weib, wie sie auf der Flucht aus der Heimath ihre Schätze in den Rhein versenken. Sie sind auf der Flucht vor dem wüthenden Volke, das die Ermordung aller Juden als Sühne für den mysteriösen Tod eines christlichen Knaben beschlossen hat.

„Unterhalb des Rheingaues, so hebt Heinrich Heine's Fragment an, wo die Ufer des Stromes ihre lachende Miene verlieren, Berg und Felsen mit ihren abenteuerlichen Burgruinen sich trotziger gebärden, und eine wildere ernstere Herrlichkeit emporsteigt; dort liegt, wie eine schaurige Sage der Vorzeit, die finstere uralte Stadt Bacharach. Nicht immer waren so morsch und verfallen diese Mauern, mit ihren zahllosen Zinnen und blinden Wartthürmchen, in deren Lücken der Wind pfeift und die Spatzen nisten; in diesen armselig häßlichen Lehmgassen, die man durch das zerrissene Thor erblickt, herrschte nicht immer jene Stille; Diese Mauern waren einst stolz und stark, und in diesen Gassen bewegte sich frisches, freies Leben, Macht und Pracht, Lust und Leid, viel Liebe und viel Haß . . ."

Wir möchten nicht von einem finsteren, sondern lieber von einem wehmüthigen Eindruck reden, den die Stadt, „eine große Ruine aus einer großen Zeit", auf den Beschauer macht. Wenig Orte giebt es, die in solchem Maße noch den Odem des Mittelalters ausströmen wie Bacharach. Diese engen, gar schlecht gepflasterten Gassen, diese alterthümlichen Fachwerk-Häuser mit ihren Zierathen an Erkern, Thürmchen und Giebeln, diese finsteren Thorwege und oben diese seltsam gebildeten Gesimse; es ist, als ob man mitten in das Märchenreich mittelalterlicher Romantik versetzt sei, wenn man nicht durch hie und da eingestreute „moderne" Bauwerke in dieser Illusion wieder gestört würde.

Und dies alles gruppirt sich um eine schöne Kirche, die Peterskirche, im romanischen Stile erbaut, aber in ihrer Zierlichkeit schon hinweisend auf die kommende Gotik. In den anmuthigsten Formen der Gotik ist hingegen die Wernerkirche erbaut, die freilich wie „enthauptet" dasteht, eine schmerzliche Anklage gegen die alles zerstörende Zeit. Im dreißigjährigen Kriege hat Bacharach mit der über der Stadt gelegenen Burg Stahleck die Schrecken des Krieges durchkosten müssen.

Die Franzosen hielten die Stadt besetzt. Da kamen, so erzählt die Chronik, die Kölnischen mit Heeresmacht von unten herauf, wogegen die Franzosen wacker sich stritten, sich aber endlich in das Schloß machten und den Kölnischen die Stadt lassen mußten. Brachten auch nichts, als Durst, und nahmen, was sich nicht wehrte. Die Bauern aus den Thälern hatten ihr Vieh in die Stadt geflüchtet, aber die Franzosen nahmen das Beste mit ins Schloß, und die Kölnischen mästeten sich am Fleische des Uebrigen. Da ging's übel zu! Wollten auch die Stadt anstecken, und ihr General, so Rimberheym hieß, versprach ihrer zu schonen, so er 2000 Thaler Kölnischer Währung bekäme. Bekam's auch, steckte aber dennoch die Stadt in Brand, daß es ein Wehren kostete, sonst wäre sie ein Aschenhaufen worden. Halfen auch die Franzosen von Stahleck löschen, so daß man sich zu ihnen nicht versehen. — Ein schweres Verhängniß aber kam über die Stadt, als Ludwigs XIV. räuberische Horden sengend und brennend durch die Rheinlande zogen.

Es war im Jahre 1689 zur Zeit der bittersten Winterkälte, so erzählt O. von Horn, als nach Vorgang der übrigen rheinpfälzischen Städte auch an Bacharach die Reihe kam. Zuerst schlug die Stunde des Unterganges für Stahleck. Ungeheure Pulvermassen waren noch in den Gewölben der Burg. Sie wurden vertheilt an die verschiedenen Stellen derselben, wo man den meisten Widerstand des uralten, aber felsenfesten Mauerwerkes erwarten durfte. Als die Minen platzten — es war ein schauderhafter Knall, der weithin ins Rheinthal verhängnißvoll fortrollte — flogen die Trümmer hinab auf die Stadt. Die meisten Häuser auf dem Holzmarkte wurden zerschmettert, das Dachwerk und Gewölbe von St. Werner eingeschmissen, und auch der übrige, am Berge liegende Theil der Stadt vielfach schwer beschädigt. Dem Knalle folgten die Flammensäulen, und Stahleck war in dem Zustande, wie wir es jetzt noch sehen. Der zweite Akt des schrecklichen Dramas war das „Ausbrennen der Thürme der Stadt." Sie hätten nicht nöthig gehabt, die Stadt noch besonders anzuzünden, denn überall lehnten sich die Häuser an die Seiten der Thürme an; aber, nachdem die Stadt, deren Einwohner drüben auf der Höhe der Bogtswiese (heute „Vogelswies") auf dem „Kühlberge", in der „Wolfshöhle" (heute „Wolfsh.") und am jenseitigen Ufer Schutz gesucht, nochmals ausgeplündert war, wurde sie dennoch wieder angesteckt, wo die Flammen der Thürme nicht hinreichend verwüstet hatten.

Die Welfenfrage.

Der uralte Streit zwischen „Welf" und „Waiblingen" soll nunmehr, wie es scheint, aus der Welt geschafft werden. Die Häuser Hohenzollern und Welf, die seit 1866 verfeindet waren, vollziehen nun ihre Aussöhnung voraussichtlich durch eine doppelte eheliche Verbindung; der einzige Sproß des Herzogs von Cumberland wird sich mit der einzigen Tochter des deutschen Kaisers vermählen und ein Kaisersohn wird vielleicht die jüngste Tochter des Herzogs von Cumberland ehelichen. Diese Doppelheirath wäre selbstverständlich erst die Folge einer endlichen Lösung der sogen. Welfenfrage, die schließlich nichts anderes war, als die Frage, wie die Thronbesteigung des Welfensprosses in Braunschweig zu ermöglichen wäre. Im Jahre 1906, nach dem Tode des Prinzen Albrecht von Preußen und Prinz-Regenten von Braunschweig, war der Versuch gemacht worden, den ererbten braunschweigischen Herzogthron dem zweiten Sohne des Herzogs von Cumberland, dem Prinzen Ernst August, zu verschaffen. Der Vater und der Älteste, im vorigen Jahre so jäh verstorbene Sohn verzichtete auf Braunschweig, und der zweite Sohn war bereit, auf alle Ansprüche hinsichtlich der Krone Hannovers zu verzichten. Dies wurde aber in Berlin nicht für ausreichend gehalten, man verlangte dort vielmehr den letzteren Verzicht durch den Herzog von Cumberland selbst für sich und seine Agnaten. Diesen Standpunkt Preußens theilte der Bundesrath einstimmig am 12. Januar 1907 durch den Beschluß, daß kein Mitglied des Hauses Cumberland in Braunschweig regieren dürfe, so lange noch ein Mitglied dieses Hauses Ansprüche auf Hannover aufrecht erhalte.

Inzwischen haben wiederholte Annäherungsversuche zwischen dem Hohenzollernhause und der Familie Cumberland stattgefunden, die dadurch eine wesentliche Unterstützung erhielten, daß andere deutsche Fürstenhäuser enge Verbindungen mit Gmunden eingingen, insbesondere das großherzoglich Mecklenburg-Schwerinsche, dem auch die deutsche Kronprinzessin angehört. So entspannen sich die Fäden leicht zwischen hüben und drüben, und der Boden war bereitet, als durch den schrecklichen Autounfall im März vorigen Jahres der älteste Sohn des Herzogs von Cumberland bei Friesack zum Opfer fiel. Kaiser Wilhelm II., dessen Entgegenkommen wiederholt mehr oder minder schroffe Abweisung erfahren hatte, ließ in diesem traurigen Fall alle Empfindlichkeit beiseite und ließ nur die menschlichen Gefühle sprechen. Er entsandte damals zwei seiner Söhne an die Unglücksstätte, ließ dem verstorbenen Prinzen alle militärischen Ehren erweisen und bekundete der schwer geprüften Familie Cumberland seine herzliche, aufrichtige Teilnahme. Diese ritterliche Haltung des Kaisers rührte den tief gebeugten Vater ungemein. Er entsandte seinen nunmehr einzigen Sohn und seinen Schwiegersohn, den Prinzen Max von Baden, nach Potsdam, um seinen Dank abstatten zu lassen. Von da ab war der Bann nahezu gebrochen und seitdem — es war der 31. März 1912 — ruhten die Bemühungen nicht, eine vollständige Aussöhnung zwischen den beiden bis dahin feindlichen Häusern herzustellen. Sehr unterstützt wurden sie durch das sympathische Wesen des Prinzen Ernst August, der, seitdem er bayerischer Reiteroffizier geworden war, dem Kaiser wiederholt näher getreten war.

Nun hatte er auch Gelegenheit gehabt der Kaiserin und der Prinzessin Viktoria Luise, der einzigen Tochter des Kaiserpaares, seinen Respekt zu bezeugen, und auch auf diese fürstlichen Damen machte er, wie man schon damals erzählte, den denkbar besten Eindruck. Seitdem waren eigentlich die Gerüchte von einer bevorstehenden Verlobung des Prinzen mit der Kaisertochter nicht mehr verstummt. Sie erhielten neue Nahrung, als etwa 14 Tage vor der Verlobung Prinz Adalbert gemeinsam mit dem Prinzen Ernst August den Prinzen Max von Baden in Karlsruh besuchte. Es hieß, daß es sich dabei um eine weitere Verbindung mit dem Hause Cumberland gehandelt habe.

Die Hauptsache war natürlich, nachdem die persönliche Seite der Angelegenheit längst entschieden war, die Regelung der politischen Seite, und diese bereitete naturgemäß die weitaus größte Schwierigkeit. Daß der Herzog von Cumberland, der seinem sterbenden Vater feierlich gelobt haben soll, niemals auf Hannover Verzicht zu leisten, sich jetzt doch zu diesem Schritt entschlossen habe, wird überall, wo man die nötigen Kenntnisse der Verhältnisse und der Persönlichkeiten hat, entschieden bezweifelt. Man glaubt aber, daß er anderweite Garantien gegeben habe, die jetzt, wo eine Doppelehe — oder doch mindestens eine Ehe zwischen seinem einzigen Erben und der Kaisertochter — beschlossene Sache ist, für ausreichend erachtet werden könnten. Daraufhin würde es möglich sein, den Sohn zum Thronfolger im Herzogtum Braunschweig zuzulassen. Dem stünde ja scheinbar der erwähnte Bundesratsbeschluß vom 12. Januar 1907 entgegen. Indessen kann ein solcher Beschluß natürlich jederzeit vom Bundesrat umgestoßen und durch einen anderen ersetzt werden. Da in diesem Falle der Bundesrat ausschließlich dem Standpunkte Preußens Rechnung getragen hat und tragen mußte, so würde er ohne weiteres einem neuen Antrage Preußens, der einen veränderten Standpunkt in der braunschweigischen Frage zum Ausdruck brächte, einstimmig seine Genehmigung erteilen.

Näheres war hierüber nicht in Erfahrung zu bringen. Gerade die wenigen Stellen, die in diese mit strengster Diskretion betriebene Angelegenheit eingeweiht waren, beobachteten natürlich das größte Stillschweigen. So war auch nicht festzustellen, ob es richtig ist, wie ein weiteres Gerücht besagte, daß das Herzogtum Braunschweig bei der Thronbesteigung des Herzogs Ernst August in ein Großherzogtum umgewandelt werden soll. Schlechthin unglaublich wäre das nicht, es würde neben den Großherzogtümern Oldenburg, Mecklenburg-Strelitz und selbst Sachsen-Weimar eine ganz gute Figur machen.

österreichischen Leutnants.

Zahlen sprechen eine beredte Sprache, und die unten angeführten sagen genug. Aus ihnen ist zu ersehen, wie ein junger, unbemittelter Offizier haushalten muß, will er nicht frühzeitig mit Geldsorgen kämpfen. Hier heißt es sich nach der leider recht kurzen und dünnen Decke strecken. Für den Vergleich wurden nahezu gleichartige Verhältnisse angenommen und Durchschnittszahlen eingestellt ($1.00 = Kr. 5)

Demnach ergeben sich bei einem Leutnant im ersten Dienstjahre an Einnahmen pro Monat:

	deutscher:	österreich.:
Gage	Kr. 150.—	Kr. 140.—
Quartiergeld	„ 36.—	„ 56.—
Offiziersdienerentschädigung	—	„ 16.—
Zulage und Titelgeld	„ 31.20	„ —
	Kr. 217.20	Kr. 206.—

Diesen Einnahmen stellen teils feste, teils wechselnde Ausgaben gegenüber, und zwar:

	deutscher:	österreich.:
Uniformirung	Kr. 24.40	Kr. 26.—
Mußtafel	„ —.36	„ 2.19
Putzutensil	„ .10	„ —.50
Burschengeld	„ 3.60	„ 6.—
Kasernen (Dienstzage)	„ 3.60	„ 13.93
Mittagessen eigne Getränke	„ 45.—	„ 35.—
Vergnügungsfonds	„ 1.20	„ 1.05
Kommandokasse	„ —.60	—
Regimentskasserie	„ 1.20	—
Reitschulgeld	„ —.30	—
Offiziersversicherungsfonds	—	„ 4.—
Quartierversicherung	—	„ 1.10
	Kr. 81.96	Kr. 92.05

An veränderlichen Ausgaben schließen sich an

	Kronen	
Wohnung	48.—	45.—
Durchschnittlich für Beleuchtung und Heizung	3.60	5.—
Wäsche, Putzzeug	12.—	12.—
Frühstück und sonstiges Zeugbedarf	12.—	9.—
Nachtmahl	12.—	14.—
Kasinoeinrichtungen	12.—	—
	99.60	85.—

Es stehen somit beim deutschen Leutnant rund 182 Kronen Ausgaben gegen 217 Kronen Einnahmen, bei seinem österreichischen Alters-Kameraden 181 Kronen Ausgaben zu 206 Kronen Einnahmen. So bleiben denn zur Bestreitung verschiedener sonst nothwendiger Auslagen dem deutschen 35 Kronen, dem österreichischen Leutnant 25 Kronen.

Viel läßt sich mit diesen wenigen Kronen nicht machen. Man meint, daß es unmöglich sei, mit diesen mageren Gebühren haushalten und standesgemäß aufzutreten. Das ist bei jenen der Fall, die Einkommen und Lebensweise nicht in Einklang bringen können oder wollen.

Reparaturen, kleine Anschaffungen, Haarschneiden etc. müssen von den wenigen Kronen bestritten werden; da muß man auf schwere Importzigarren, türkische Zigaretten, Delikatessen und theure Weine verzichten, will man nicht Schulden machen. Daß es möglich ist mit den, gewiß recht knapp bemessenen Gebühren das Auslangen zu finden, dafür zeugt, daß meistens der größte Theil des Offizier-Korps unverschuldet ist.

Es ist ein Kunststück, mit dem mageren Budget eines Leutnants haushalten, aber der deutsche und der österreichische Offizier in der altberühmten Einfachheit und ritterlichen Bescheidenheit verstehen es eben doch!

— Ein römischer Papst (Honorius) wurde allerdings erst nach seinem Tode, von einem ökumenischen Konzil wegen Ketzerei mit dem Anathem belegt.